

Eine Manövernacht im Hochgebirge

Autor(en): **Jegerlehner, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **1 (1926)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-706979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Spitze. Einige hoben in wilder Hatz Zettel in die Höhe und riefen fragend in die Kolonne hinein: «Brigadekommando?». Ein Wink eines Hauptmanns nach vorne, und weg, weiter ging die Jagd. Der Brigadekommandant war vor wenigen Minuten mit seinem Stabschef und einigen Adjutanten vorbeigesaust, ruhig, fast lächelnd rauchte er seine Zigarette. Das hat uns imponiert. Bald pusteten Motorräder an uns vorüber, Ordonnanzen zu Pferd und auf dem Velo. Die Artillerie mit ihren schweren Gespannen erweckte unser besonderes Interesse. Alle Waffengattungen lernten sich so, wenn auch nur im Vorbeirasen, einmal aus der Nähe und zu gemeinsamem Ziele verbunden, kennen. Dann und wann erscholl eine Anfrage nach hinten, durch die ganze Kolonne. So wurde z. B. ein Radfahrer S... lange und länger vergeblich nach vorn befohlen. Als er endlich an uns vorbeifuhr, wurde er mit Begeisterung als Vielgenannter empfangen. Auf diese Art und Weise kann einer in einer ganzen Brigade berühmt werden, namentlich wenn man ihn oft und lange nach vorn rufen muss. Nach und nach wurde die Sache dann ernster. Kavalleriemeldungen brachten die ersten kriegerischen Massnahmen des bösen Feindes ans Licht. Schon ertönten die ersten Artillerieschüsse. Der Kampf ging los.

Was aber an solch einem Aufmarsch so sehr imponiert, das ist der straffe Drang nach vorwärts, der sich der ganzen Kolonne mitteilt, das ist nicht zum wenigsten diese soeben geschilderte abwechslungsreiche Abwicklung eines Aufmarsches der Stäbe, Ordonnanzen, Spezialwaffen zur Seite der marschierenden Infanteriekolonnen. Man ahnt den Gegner noch in weiter Ferne. Dann tauchen die ersten Meldungen auf, das Tempo wird rascher. Die Massnahmen der eigenen Truppe werden vielfältiger. Man rückt dem Gegner näher. Alles ist in grosser Spannung, die erst richtig zur Auslösung kommt, wenn der erste Schuss knallt. Und dann geht's los.

Schütz E. K i e m e r.

Eine Manövernacht im Hochgebirge

Von Johannes Jegerlehner.

In dem schönen Gommerdörflein Reckingen im Oberwallis ist 7 Uhr morgens Befehlsausgabe. Die kombinierte Gebirgs-Infanteriebrigade 9 steht in den kurzgeschorenen Matten beidseitig der Landstrasse versammelt und die Spitzen marschieren eine Viertelstunde später ab, eine Kolonne talaufwärts, zwei Regimenter verlassen bei Geschenen in der Einkerolonne die Talstrasse. Sie haben den Auftrag, nördlich und südlich der Kämme des Gross Sidelhorn (2881 m) und des Klein Sidelhorn (2766 m) gegen die Grimsel vorzugehen und den Gegner zu schlagen. Dem Regiment 18 (Gebirgsbataillone 36 und 89) wird der längere und schwierigere Weg nördlich der Kammlinie zugewiesen. Regiment 17 (Gebirgsbataillone 34 und 35) erhält zur Verstärkung eine Gebirgs-Mitrailleurkompagnie. Es ist ein schöner, klarer Septembertag, prachtvolles Walliserwetter, die Truppe erst von den über 2000 Meter hoch liegenden Alpterrassen am Aletschgletscher eingeebnet und abgehärtet heruntergestiegen und gewillt, das Beste zu leisten.

Regiment 17 ersteigt in zwei Kolonnen die Ulricher Galen, wo mittags eine Stunde Rast gemacht und verpflegt wird. Die Galen sind kahle, mit Geröll und dün-



Schützennest.

Photo Jeck, Basel

nen Grasnarben bedeckte Felsrippen, die sich von der Kammlinie gegen das Haupttal hinunterziehen, dazwischen liegen schmale, tief eingeschnittene Täler mit steilem Gefälle und schräg einfallenden und mühsam zu erklimmenden Hängen, die in Wirklichkeit nicht so harmlos aussehen wie auf der Karte. Um den tiefen Abstieg ins Tälchen und die nachherige zeitraubende Kletterei zu ersparen, wird nach Norden gegen die Hänge des Gross Sidelhorns ausgebogen, die Gefechtsstaffeln der beiden Bataillone, die nicht mehr folgen könnten, werden ins Tal zurückgesandt und die Pferdekolonnen des Küchen-Saumtrains, der noch weit zurück ist, erhält Befehl, ebenfalls auf die Talstrasse hinabzugehen und am nächsten Tag nach Gefechtsabbruch auf dem Grimselpass mit warmer Verpflegung einzutreffen. Die Truppe ist für den heutigen Tag und die Nacht auf den eigenen Sack angewiesen, der reichlich mit Proviant versehen ist und schwer auf den Schultern lastet.

Auf den schneeigen Höhen des Geschenerstocks erscheinen schon die Achtzehner in flotter, auf dem weissen Grund sich prachtvoll abzeichnender Einkerolonne, deren Spitze bald hinter den schwarzen Zacken verschwindet.

In der Talsohle ringen die Emmentaler bei Ulrichen und Obergesteln tapfer gegen den Feind. Der Kanonendonner und die Gewehrschüsse hallen dumpf in die feierliche Stille herauf, man hört Hallogeschrei und sieht mit blossen Auge, wie es Ameisen gleich den Blaswald herunterkrabbelt.

Bald stapfen auch wir, die Siebzehner, im Schnee, der rasch metertief wird. Unsere Patrouillen und die Avantgarde-Kompagnie haben die schwachen vorgeschobenen Postierungen des Gegners vertrieben, und langsam aber stetig geht es vorwärts, mit einem Bataillon hart am Kopf des Gross Sidelhorns vorbei. Die Mitrailleur-Kompagnie, die die Geschütze und Munition auf Walliser Maultieren verladen hat, folgt dicht aufgeschlossen unsern Stapfen. Die berggewohnten Tiere marschieren mit verblüffender Sicherheit und ohne Zeichen der Ermüdung. In der Luftlinie gemessen trennen uns nur noch fünf Kilometer vom Totensee an der Grimsel, und bevor die Sonne zur Rüste geht, hoffen wir am Gegner zu sein, doch schon treten die ersten Stockungen ein. Eine Geröllhalde mit haushohen Blöcken und breiten Spalten und Rissen im verharschten Schnee verlangsamt die Bewegung. Man schaut, mit Entzücken in das tiefblaue Auge des Ulrichsees und der zwei andern kleinen Bergseen hinunter, die in der weis-

sen Umrahmung, noch gestreift von den goldenen Strahlen der Fünfuhrsonne, im schönsten Farbenspiel leuchten. Das Bataillon rechts und die Maschinengewehr-Kompagnie nehmen Richtung Tittersee-Totensee, wir gehen mit der Kolonne links und schlagen uns nördlich am Klein Sidelhorn durch. Die Sonne ist hinabgetaucht, der Schnee knarrt, Stöcke und Pickel kreischen, die apertn Täler des Oberaar- und des Unteraargletschers versinken in schwarzes Dunkel. Nur auf den Höhen liegt noch das Licht, «das grosse stille Leuchten», und es scheint, als ob es über den Gipfeln nie Nacht werden könnte. Der Gegner, der sich aus seiner Stellung herausmanövriert sah, hat sich gegen die Grimsel zurückgezogen. Mit kundigen Führern an der Spitze windet sich unsere Kolonne auf einem unendlich langen Schräghang vorwärts, Mann hinter Mann. Kohlschwarze Schatten steigen aus den Tälern auf, der helle, warme Herbsttag ist fast plötzlich zur kalten Winternacht geworden. Die Füsse greifen unsicher aus, gleiten über glitschige, im Schnee verborgene Felsblöcke, man torkelt durch den kaum noch sichtbaren Treib, purzelt, spuckt den Schnee aus, reibt die Hände und stapft mechanisch dem Vordermanne nach.

«Spitze langsam,» schallt und rollt der Ruf von Mann zu Mann und bald hernach «Spitze halten.» Wir warten und warten im Blasen des eisigen Nord. «Anfragen, ob aufgeschlossen!» «Noch nicht aufgeschlossen,» erschallt die Antwort. Eine einzige heikle Stelle verzögert den Marsch der kilometerlangen Kolonne um eine halbe Stunde. Endlich ertönt das erlösende Wort «aufgeschlossen». Noch zwei, drei solche Stellen sind zu überwinden und zu erdauern, 8 Uhr, 9 Uhr, 10 Uhr ist vorüber und immer noch krabbeln wir bergauf und ab in den zerklüfteten Felsen des Klein Sidelhorns. Man muss jetzt auf jeden Schritt acht geben. Der Schein der Laternen täuscht und bringt die Leute ins Stolpern, sie werden deshalb wieder gelöscht. Die Lippen brennen. Ein Schluck warmen Tees, man darf nicht daran denken, nur vorwärts, immerzu! «He, Trompeter, ruf einmal dem Vreneli!» Der Mann gehorcht und schmettert einen flotten Simmentalerjodler, der seltsam erklingt in der öden nächtlichen Steinwildnis. Weit hinten schallt aus dem Dunkel die Antwort. Pumps, rumpelt der Mann vor mir kopfüber in den Schnee. Er greift nach der Stirne, in die ihm das Instrument eine blutige Wunde geschlagen hat. Doch der Kompagniearzt ist augenblicks zur Stelle, legt den Verband an und richtet den biedereren Trompeter mit einem grossen Schluck Kognak, den jeder Arzt als Medikament mitträgt, wieder auf die Beine.

Ein letzter mühsamer Aufstieg und Uebergang über den Grat und endlich, aus fast 3000 Meter Höhe, wendet sich die Spitze nach rechts gegen die windstillen Hänge der Grimsel hinunter. Man stolpert, taumelt und freut sich, wenn eine kleine Rutschpartie uns rascher vorwärts bringt, bis auf einmal der unliebsame Ruf «Spitze anhalten» den schönen Fluss der Bewegung wiederum staut. Laternen schimmern uns entgegen und wir tauschen einige Worte mit der Avantgarde-Kompagnie des Regiments 18, die nach einem strapaziösen Marsch sich zur Nächtigung einrichtet. Stumm, lautlos, die Teegerüchlein der Walliserkompagnie in der Nase, ohne ein Wort der Unzufriedenheit, marschieren unsere Gebirgler trippe-trapp immerzu und sind doch seit 5 Uhr morgens mit dem lästig drückenden Sack am Rücken auf den Beinen. Der Krieg, oho der Krieg, würde noch ganz andere Strapazen verlangen, und was

im Krieg gehen soll, muss im Frieden geübt werden. In der Tiefe schaukeln die roten Lichter des Gegners, der an der Grimselstrasse seine Vorposten aufgestellt hat. Wir sind noch hoch über dem Totensee und steigen und gleiten durch eine steile Felsrinne in Mulden von sanftem Gefälle, wo man scheinbar ganz behaglich biwakieren kann, denn wir sind erhitzt und ziemlich erschöpft und es ist 11 Uhr. Wir hatten in den letzten sechs Stunden kaum vier Kilometer zurückgelegt.

Die Spitze hält an, die Kompagnien wählen ihre Plätzchen für das Biwak, die Säcke werden abgestreift, die Scheiter losgeschnallt, die Gamellen klirren. Neben uns liegt ein kleiner übereister See, der auf der Karte keinen Namen hat. Die Eispickel hacken Löcher in die splinternde Decke, die Geschirre werden mit Wasser gefüllt, die Feuer fressen sich in den Schnee und in Grüpplein stehen die Soldaten um die Kochstellen und strecken Hände und Füsse nach den Flammen, die mit der Wärme unsäglich geizen. Steuri Peter, der sich auch einen Platz am Feuer erobern will, ruft laut: «Im russischen Feldzug sind alle, die am Feuer lagen, erfroren, die andern sind davongekommen!» Der Ring tut sich auf und Steuri Peter hält seine grossen, breiten Füsse lachend an die Flammen. «Und nur Rossfleisch hatten sie zu essen,» bemerkt der Korporal, «und ich habe noch ein Kilo Saanenkäse im Brotsack und dürre Landjäger.»

«Her mit dem Frass,» schreien die Untergebenen, und der Korporal regaliert seine Gruppe. «So ein Gebirgsmänover ist kein Spass, aber gleichwohl hundertmal interessanter als ein Marsch im Staub der Landstrasse. He, Bauchwehknecht, hast noch etwas in der Flasche?»

«Sche-Schneewasser,» stammelt der Sanitätssoldat. Er hatte die Guxmütze so prall über das Gesicht gezogen, dass er fast nicht reden konnte.

«So gehen wir halt trocken ins Bett, man schwitzt dann weniger stark,» sagt Steuri Peter und sucht sich seine Schlafkameraden aus.

Eine kurze Zeit ist es still im Biwak, die Feuer flackern nieder und vergluten, die Kälte dringt durch das dünne, undichte Zelttuch und die Decke, durch Haut und Knochen; jeder Atemzug führt einen Hauch der eisigen Luft in Brust und Lungen, die Zehen prickeln und schmerzen. Im Augenblick steht alles wieder auf den Füssen, einige Dickhäuter ausgenommen, und nun geistert im Halbdunkel des Sternenlichtes das Soldatenvolk, in Tücher und Decken gemummelt, in den Mulden und Schneefeldern herum, hin und her, auf und ab, still, lautlos im leise knisternden Schnee, als ob die toten Franzosen und Oesterreicher von anno 1799 auferstanden wären. Die Sterne funkeln im wundersamen Glanze, in den Himmel hinein ragt breit und schwarz das Nägelisgrätli, wo der Feind, durch unsere Patrouillen fortwährend belästigt, nicht zur Ruhe kommt und nicht um einen Kittel weniger friert als wir. Ab und zu knallt ein Schuss und dringt der zornige Ruf «Halt» durch die Stille. Der katholische Feldprediger, der durch einen Zufall von seinem Pfad abgerrt und zu unserm Regiment gestossen war, trampelt seit einer Stunde dasselbe Weglein hin und her. «265», ruft er mit seinem gesunden Bass. Das will sagen, er habe den Weg schon 265 Mal durchlaufen. «Macht 2,6 Kilometer in der Stunde,» rechnet der protestantische Feldprediger aus. Die Minuten schleichen dahin wie Stunden. Auf der Furkapasshöhe sind plötzlich alle Fenster des Hotels taghell erleuchtet, oder ist's ein Stern? Ein Stern von solcher Grösse, unmöglich. Ein Scheinwerfer

kann's auch nicht sein. Wir starren alle hin und jetzt löst sich vom schwarzen Rand die Venus und steigt gross und leuchtend wie eine Sonne über den Passsattel empor. Oder ist's der Saturn? denn wir sehen deutlich einen wagrechten Ring, wie er sonst nur dem Saturn eigen ist. Aber diese Grösse und Leuchtkraft. « Es ist die Venus, » entscheidet der protestantische Pfarrer, « und der Gürtel, der gehört eben dazu, oder dann sind wir alle schneeblind. »

Der Himmel ist mit glitzernden Sternen übersät, doch die Venus überstrahlt sie alle in unerhörter Pracht und Schönheit. Wir legen uns nochmals hin und schlüpfen zu dreien in den Schlafsack, so eng und klebrig wie die Murmeltiere in ihren Winterhöhlen. Mit Wehmut träumt man von den warmen Kantonementen auf der Riederalp und im Goms, und doch sagt keiner ein Wort von Wein oder andern alkoholischen Getränken. Man denkt nicht daran und vermisst sie nicht. Ein Schlüchlein Kognak hätte freilich unendlich wohl getan, aber im ganzen Regiment ist kein Tropfen erhältlich, denn die paar Flaschen in den Sanitätstaschen der Aerzte sind für die Kranken bestimmt. Der Adjutant bildet sich ein, er müsse nun schlafen und schnarcht im tiefsten Orgelton. Die alten Hirtengeschichten vom Aletschgletscher gehen mir durch die Sinne. Kopf an Kopf gedrängt leiden und frieren, jammern und klagen die armen Seelen im Gletscher und ersehnen das Ende ihres Purgatoriums. Die schöne Pariserin und die edle Mailänderin trippeln mit roten Füssen, nur mit dem Hemde bekleidet dem Gletscher zu, um ihre Schuld zu büssen. Die Gräfin von der Lusgen sitzt auf dem Eise und weint bitterlich, da sie noch neunmal bis an den Hals einfrieren soll, während ihre Gefährtin, bis an den Hals im Eise stehend, wunderschön singt, weil sie ihrer baldigen Erlösung entgegenieht. Ich träume von der lebenslustigen Emma, die an den Quatembertagen zum Totentanz zieht, von der herzuguten frommen Altschmidja, die bis in alle Nacht hinein spannt und den armen Seelen die Tür offen liess, damit sie in die Stube hineinhuschen und sich am Ofen erwärmen konnten. Schliesslich glaubte ich selber, eine arme Seele zu sein, bis an den Nasenzipfel im Eise steckend, und mit einem Ruck springe ich auf, die Gefährten mitreissend, und wir schütteln uns, pusten vor Frost und rennen wie die Narren im Kreise herum. Die Sterne lächeln ihr kaltes, silbernes Lächeln und die Uhr zeigt erst die zweite Morgenstunde. Neben uns läuft der katholische Pfarrer, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, unermüdlich im künstlich ausgetretenen Weg.

« So eine Nacht hat auch ihre gute Seite, » erklärt der Regimentsarzt. Seine Stimme klingt hoch und klapperig, wie vereist. « Wenn ich wieder zu Hause bin und mich zu Tische setze, so werde ich, auch wenn es nur Erdäpfel und magern Käse gibt — he ja, der Schularzt der Bundesstadt ist halt schlecht bezahlt — oder wenn ich mich in die warme Sofaecke setze, so werde ich nur noch sagen gut, sehr gut und meiner Frau nie mehr widerreden und alles, was sie sagt, vortrefflich finden — drei Monate lang — ja ». So redet sich der Arzt den Dusel aus dem Kopf und die wirren Häupter des Regimentsstabes nicken und finden drei Monate sei zu wenig, man könnte ganz gut bis auf ein Jahr gehen, dann stieben wir wieder auseinander. Patrouillen gehen und kommen und melden, der Feind habe während der Nacht Verstärkungen erhalten. Und wenn er dreimal so stark ist wie wir, am Morgen greifen wir an und schlagen ihn, basta! Am Morgen wenn die Sonne den eisigen Grimselschnee in gelbes Gold verwandelt, o

die Sonne — die Sonne! Das Wort hat so warmen goldenen Klang und erst drei Uhr! Wann steigt die Sonne auf? Niemand weiss es genau. Keiner hat einen Kalender, in dem er nachschauen kann, und wer ihn besitzt, schweigt still, um nicht die Hände aus den Taschen nehmen zu müssen. Wenn uns die Sonne wieder lächelt, so geht es schon auf den Heimweg, und in einigen Tagen ist der katholische Feldpater wieder bei den Aelplern und Ziegen seines wolkenhohen weltfernen Bergnestes, der protestantische Kollege weit drunten in der Grossstadt am Rhein, der Regimentsarzt bei seinen Schulkindern und der Adjutant in seinem Geschäft und guckt vom dickgepolsterten Sessel durch die sieben Löcher seines Regals, ob die Ladenfräulein gut bedienen.

« Tausend », ruft in unsere weisen Betrachtungen der katholische Kamerad aus seinem tiefen Graben. « In der Stunde bin ich auf meiner Promenade 250 Mal hin und her spaziert und jetzt ist vier Uhr. Vier mal 250 macht tausend. » Er ragte nur noch von den Hüften an aus dem Schnee und hatte in den vier Stunden nach Mitternacht den flottesten Schützengraben ausge trampelt.

Um fünf Uhr zerkräuselte sich der Nebelstreifen über dem Totensee und gab das tintenschwarze unheimlich düstere Spiegeln frei. Auf der Furkahöhe glühte der Morgen auf. Die Zacken, Gipfel und Bergscharten zeichneten dunkle straffe Linien in den Himmel und das Gelände vor uns zerteilte sich in schwarze Felsen und helle Schneefelder. Am Nägelisgrätli bewegten sich Lichter, auf der Grimselstrasse tutete das Automobil der Manöverleitung und die Festungskanonen der Galenhütten sandten uns ihren eisernen Morgen gruss. Der Scheinwerfer bemalte mit seinem Lichtpinsel die Grimselhöhen, die Gewehre und Mitrailleusen begannen zu knattern und zu rattern und der Kampf, der ersehnte Angriff löste die erstarrten Glieder und Sinne.

Einige Stunden später war das Manöver zu Ende. Die Kompagnien defilierten auf der Grimselstrasse mit leeren Mägen und schwer beladenen Schultern, aber ohne Zeichen der Erschöpfung, mit strammen Knien und gereckten Hälsen, eine Mannschaft, die während vierundzwanzig Stunden in schwierigem Gelände fortwährend auf den Beinen war und nach der kalten Nacht noch einen vollen Tagesmarsch nach Meiringen zurückzulegen hatte. Ein Soldatenvolk, gesund bis ins Mark, stark und trutzig wie die alten Schweizer. « Mit dieser Truppe », äusserte sich ein österreichischer Oberst, « dürften Sie ruhig ins Feld ziehen. »

Während die Maultiere der Maschinengewehr-Kompagnie durch den Schnee des Klein Sidelhorns zur Grimsel herunterstapften, erklangen die Jodler der bergabziehenden Vaterländer gegen die hell in der Sonne sprühenden Gletscherschliffe am Hospitz. Aus der eisigen Winternacht war wiederum hell und warm der goldene Herbsttag emporgestiegen.

Helfet mit!

Wer irgend wie kann, möge dem « Schweizer Soldat » Beiträge, Photographien, Bilder oder Briefe zur Veröffentlichung einsenden. Ernstes und Fröhliches ist uns stets willkommen.
